

Multikollektivität. Schlüsselbegriff der modernen Kulturwissenschaften

Stefanie Rathje, Berlin

1. Einführung: Multikollektivität als kulturwissenschaftliches Konzept

Unsere Vorstellung des Verhältnisses zwischen Individuum und sozialer Umwelt gleicht häufig der eines Baumes im Wald. Eingebettet in seine „Lebenswelt“ oder — seit dem Cultural Turn der Geisteswissenschaften — in seine „Kultur“, steht der Einzelne verwurzelt als Teil eines Ganzen, dessen Einfluss er unterliegt.

In sogenannten interkulturellen Trainings lernen wir deshalb, dass Chinesen den Kollektivismus mit der Muttermilch aufsaugen, Franzosen elegant kommunizieren und Schweden Bescheidenheit extrem wichtig ist. Dies erscheint uns zunächst plausibel, da der äußere Einfluss der sozialen Umwelt auf den Einzelnen nicht zu leugnen ist. Gleichzeitig ist uns aber auch klar, dass dieser Einfluss nicht ausschließlich und vorhersehbar sein kann. Die direkte Übertragung bestimmter Kollektiv-Eigenschaften auf einzelne Menschen verursacht uns daher moralisches und intellektuelles Unbehagen.

Ähnlich geht es auch den interkulturellen Trainern, was im Rahmen ihrer Trainings häufig zu gedanklichen Verrenkungen in Form des typischen interkulturellen Dreischritts führt: Zunächst wird z.B. behauptet, dass Chinesen immer das Wohl der Gruppe im Auge haben (Stereotyp-Einführung), dann wird diese Behauptung wieder zurückgenommen (Stereotyp-Relativierung), indem darauf hingewiesen wird, dass es sich um ein Stereotyp handelt und man mit Verallgemeinerungen vorsichtig sein müsse. Im dritten Schritt (Stereotyp-Reifikation) wird dann unter Verweis auf den Durchschnitt, die Mehrheit oder allgemeine Tendenzen wieder auf die Ausgangshypothese verwiesen: Eigentlich verhalten sich die Chinesen doch so, meistens jedenfalls, es gibt aber natürlich immer individuelle Abweichungen, usw.

Hier demonstriert sich exemplarisch unsere Hilflosigkeit, wenn es um die Beschreibung kultureller Einflüsse auf das Individuum geht. Unsere simplen Vorstellungen werden der Komplexität des Verhältnisses des Einzelnen zu seiner sozialen Umwelt nicht gerecht. Sie können die offensichtliche Vielfalt in modernen Gesellschaften nicht erklären, sie scheitern an der Beschreibung individueller Identitätswürfe, sie finden auch keine befriedigenden Antworten auf die Schwierigkeiten sogenannter interkultureller Begegnungen oder soziale Probleme durch Migration.

Dieser Artikel will zeigen, dass die tradierte Vorstellung einer Eingebettetheit des Individuums in „seine“ Kultur nichts taugt, da sie im Widerspruch steht zu der einfachen

aber folgenreichen Beobachtung, dass jedes Individuum gleichzeitig Teil zahlreicher Kollektiv- und damit auch Kulturzusammenhänge ist. Wir sind in diesem Sinne also Bäume, die paradoxerweise gleichzeitig in unzähligen Wäldern stehen. Obwohl von jeder seiner Zugehörigkeiten beeinflusst, wird der Einzelne von ihnen nie vollständig determiniert. Gerade die spezifische Zusammensetzung seiner Mitgliedschaften befeuert seine Individualität. Diese Diagnose in Bezug auf das Verhältnis von Individuum und seinen Umwelten soll im Folgenden mit Hansen als Multikollektivität bezeichnet werden (Hansen 2000: 197).

1.1. Wurzeln

Der Gedanke einer mehrfachen Gruppenzugehörigkeit des Menschen ist nicht neu:

In der Sozialpsychologie stellt bereits James die These auf, das Individuum habe „as many social selves [...] as there are distinct groups of persons about whose opinions he cares“ (James 1890: 294). Sherif unterscheidet Konzepte der „membership group“ und der „reference group“ (Sherif 1948: 122-125), Newcomb verweist auf die Möglichkeit der „multiple group membership“: „Jeder gehört mehreren Gruppen an, in denen jeweils eine Rolle oder mehrere Rollen für uns vorgeschrieben sind“ (Newcomb 1959: 465). Der Soziologe Cooley trifft schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen Befund individueller Pluralität aufgrund mehrfacher Gruppenzugehörigkeit: „A man may be regarded as the point of intersection of an indefinite number of circles representing social groups, having as many arcs passing through him as there are groups“ (Cooley 1902: 114).

Hansen selbst nennt als Anknüpfungspunkte für sein Verständnis von Multikollektivität Goodenough, der von „overlapping and cutting across in membership“ spricht (Hansen 2000: 199, Goodenough 1981: 103) sowie Simmels Idee eines „individuellen Überschuss“ (Hansen 2009b: 6), nach der der Einzelne zugleich innerhalb und außerhalb der Gesellschaft steht, da „jedes Element einer Gruppe nicht nur Gesellschaftsteil, sondern außerdem noch etwas“ ist (Simmel zt. nach Ritsert 2000: 71).

Es steht zu vermuten, dass die Idee einer Multikollektivität des Individuums, obwohl immer schon latent vorhanden, während des 20. Jahrhunderts mit seinen generationenprägenden Erlebnissen brutaler Konflikte, Kämpfe und Kriege zwischen klar abgrenzbaren menschlichen Gruppen keine Resonanz finden konnte. Erst die Erfahrung der Komplexität einer kommunikativ vernetzten, transnationalen Welt fordert dazu heraus, den Einzelnen nicht mehr primär als Gruppenmitglied, sondern als unabhängige Größe zu betrachten und fungiert als Wegbereiter für mehrperspektivische Konzepte wie das der Multikollektivität.

1.2. Definition

Eine Beschäftigung mit dem Begriff der Multikollektivität setzt zunächst eine definitorische Abgrenzung der Begriffe Kollektiv und Kultur voraus. Unter Kollektivität soll im Folgenden das „Formale und Strukturelle“ menschlicher Gruppen verstanden werden (Hansen 2009a: 16). Kulturalität bezieht sich demgegenüber dann auf das Inhaltliche, die Gewohnheiten, die im Sinne von „habits“ (Tylor 1871:1) von menschlichen Kollektiven ausgebildet werden. Diese Gewohnheiten sind nie statisch oder abgeschlossen. Sie verändern sich unablässig, sind heterogen und häufig widersprüchlich.

Mitglieder eines Kollektivs müssen diese Gewohnheiten weder teilen noch gut finden. Kultur liegt dort vor, wo Menschen, die im Rahmen eines Kollektivzusammenhangs miteinander zu tun haben, bestimmte kollektive Gewohnheiten bekannt oder vertraut sind (Rathje 2009: 88).

Diese Abgrenzung von Kollektiv und Kultur betont die relative Unabhängigkeit der beiden Konzepte voneinander. Kollektiv und Kultur können nicht ineingesetzt werden: So ist mit dem Begriff der Kollektivität die Vorstellung von Zugehörigkeit eng verknüpft. Menschliche Kollektive neigen zur Grenzziehung und regeln Zugang und Teilhabe zumeist genau und exklusiv (Rathje 2009: 98f). Um Teil einer Kultur zu werden, ist es ausreichend, deren Gewohnheiten kennenzulernen. Um jedoch von einem Kollektiv als Mitglied akzeptiert zu werden, müssen häufig harte Kriterien erfüllt werden (Rathje 2009:98f).

Mit Hilfe des Begriffs der Multikollektivität erhält diese konzeptionelle Trennung von Kollektiv und Kultur eine zusätzliche Verschärfung. Hansen führt das Konzept in Abgrenzung von in Kollektiven lebenden Tieren als menschliche Grundeigenschaft ein:

Die Kollektivität des Menschen erschöpft sich [...] nicht in der Zugehörigkeit zu einem einzigen Kollektiv. Für Wolf und Biene gibt es keine Alternative, wohl aber für den Menschen, der einer Partei, einem Tennisclub oder einem fremden Vaterland beitreten kann. Während für kollektiv lebende Tiere die Monokollektivität charakteristisch ist, zeichnet sich der Mensch durch Multikollektivität aus (Hansen 2000: 197).

Im Folgenden soll das Konzept unter Rückgriff auf verschiedene Arbeiten Hansens genauer charakterisiert werden. Dabei werden im Einzelnen die Aspekte Mehrfachzugehörigkeit, individueller Überschuss, Dialektik zwischen Kollektiven und Individuum, Virulenz und Kohäsion betrachtet.

Mehrfachzugehörigkeit

„Individuelle Identität [...] setzt sich additiv aus vielen Eigenschaften, Überzeugungen und Hobbys zusammen, die kollektiv gestützt werden“ (Hansen 2011: 156f).

Zentrale Idee der Multikollektivität ist die Erkenntnis, dass die multiplen und vielfältigen Zugehörigkeiten des Einzelnen ein konstitutives Element menschlicher Existenz bilden. Im Gegensatz zu einem veralteten Kulturverständnis, das Individuen primär einem einzigen Kollektivzusammenhang zuordnete, werden zahlreiche Kollektivmitgliedschaften nicht mehr als Ausnahme oder Störfaktor einer Theorie betrachtet, sondern bilden die Grundlage für ein verändertes Verständnis des Einzelnen und seiner Individualität. Das Besondere hieran ist hier nicht die Erkenntnis der Einzigartigkeit eines Individuums, sondern die Entdeckung, dass diese Einzigartigkeit kollektiv gestützt wird. Die traditionelle Perspektive, dass kollektive Zugehörigkeit auf das Individuum vereinheitlichend wirke, wird aufgegeben zugunsten einer Perspektive, nach der sich die Individualität des Einzelnen gerade aus der Vielfalt seiner Kollektivzugehörigkeiten speist: Wir sind Individuen, nicht trotz, sondern gerade wegen menschlicher Kollektivität.

Individueller Überschuss

„Multikollektivität ist deshalb möglich, weil sich der Einzelne nicht in einem Kollektiv erschöpft, sondern nur einen Teil seiner Person und Persönlichkeit einbringt.“ (Hansen 2011: 157)

Mit der Tatsache, dass jeder Mensch normalerweise Teil zahlreicher Gruppenzusammenhänge ist, geht einher, dass der Einzelne in keinem seiner Kollektive vollständig aufgeht, sondern als Individuum über seine Kollektivzugehörigkeiten hinausragt. Hansen spricht in diesem Zusammenhang unter Bezug auf Simmel vom „individuellen Überschuss“ des Einzelnen (Hansen 2009b: 6, s.o.). Die gleichzeitigen Zugehörigkeiten stellen dem Individuum dabei vielfältige Gewohnheitsrepertoires und Deutungsmöglichkeiten zur Verfügung: Aus der eigenen Familie kenne ich A, in meiner Firma ist B üblich, als Bayer bin ich mit C vertraut, als Fußballfan mag ich D, als Frau muss ich mich mit E auseinandersetzen und als Deutsche weiß ich über F Bescheid. Der Umstand, dass keiner der Kollektivzusammenhänge Ausschließlichkeitsanspruch für das Individuum besitzt, ermöglicht dem Einzelnen daher Distanz zu den einzelnen Zugehörigkeiten und stärkt dessen individuelle Handlungsautonomie.

Dialektik zwischen Kollektiven und Individuum

„Der Begriff der Multikollektivität konstatiert zum einen die Existenz unüberschaubar vieler Kollektive und weist zum anderen darauf hin, dass diese Vielfalt nur deshalb funktioniert, weil das einzelne Individuum gleichzeitig in vielen Kollektiven verortet ist. [...] Die Bauteile der Kollektive, die Individuen, zeichnen sich durch Mehrfachverwendung aus. [...] wohingegen die menschliche Multikollektivität fast unbegrenzt ist“ (Hansen 2009a: 20ff).

Obwohl das Konzept der Multikollektivität zunächst einfach erscheint, stellt es Herausforderungen an die Vorstellungskraft, da sich in ihm gleichzeitig eine individuelle und eine kollektive Perspektive vereinen. Auf der einen Seite wird das Individuum mit seinen zahlreichen Gruppenzugehörigkeiten betrachtet, auf der anderen Seite steht der Blick auf die unzähligen existierenden Kollektive, in denen ein Individuum Mitglied sein kann.

Diese beiden Facetten der Multikollektivität bedingen sich nicht nur gegenseitig, sie scheinen sich auch in einem sich verstärkenden Kreislauf zu verschärfen. So bewirkt beispielsweise die Ausbildung moderner, arbeitsteiliger Gesellschaften üblicherweise eine Ausweitung des individuellen sozialen Lebens über den direkten Familien- oder „Stamm“-Zusammenhang hinaus und erhöht nachhaltig die Anzahl der Kollektivzugehörigkeiten des Einzelnen. Diese Entwicklung sorgt für eine Steigerung individueller Autonomie und Selbstverwirklichung, was die Entstehung weiterer Kollektivzusammenhänge unterstützt, deren Existenz wiederum die Mehrfachzugehörigkeit des Einzelnen weiter anfacht, und so weiter. Totalitäre Gesellschaftssysteme versuchen genau diesen Kreislauf aufzuhalten, in dem sie die Kollektivzugehörigkeiten des Einzelnen regulieren, um auf diese Weise seine Autonomie einzuschränken.

Virulenz

„Die Kohäsion der Kollektive ergibt sich daraus, dass die Mitglieder ihre Identitätsübereinstimmungen aktualisieren und die Identitätsdifferenzen nicht virulent werden lassen. In dieser Virulenzkontrolle besteht der kleine Preis, den man für die Kohäsion zahlen muss“ (Hansen 2000: 195).

Angesichts der unüberschaubaren Anzahl individueller Zugehörigkeiten stellt sich die Frage, wie das Individuum die mit seiner multiplen Mitgliedschaft verbundenen differenten Perspektiven und Gewohnheiten verarbeitet. Hier kommt dem Konzept der Virulenz in Verbindung mit Multikollektivität ein zentraler Stellenwert zu. Unter Virulenz wird dabei die selektive Aktualisierung von Kollektivzugehörigkeiten

verstanden. Gleich einer Vorratskammer trägt jedes Individuum seine Zugehörigkeiten und die damit verbundenen kulturellen Angebote mit sich herum und ist im Normalfall in der Lage jeweils diejenigen hervorzuholen, die sich als situationsadäquat erweisen, oder hinter verschlossener Tür zu halten, was unpassend erscheint. Identitätskonstruktion kann man sich vor diesem Hintergrund als partielle Sinnerzeugung vorstellen, die ohne allgemeingültige, übersituative Kohärenz auskommt. Individuen erweisen sich als in der Lage, aufgrund ihrer Kollektivzugehörigkeiten Widersprüche auszuhalten, ohne daran psychischen Schaden zu nehmen. Erst wenn die Zugehörigkeit zu bestimmten Kollektiven zu starke Einschränkungen für die Zugehörigkeit in anderen bedeutet, werden Mitgliedschaften aufgekündigt und passendere hinzugefügt (z.B. Lossagung von der Familie im Fall orthodoxer Religiosität). Im Allgemeinen erscheint es jedoch nicht grundsätzlich problematisch, im Geschäftsführungs-Meeting im konservativen Anzug nach rationalem Kalkül zu argumentieren und am nächsten Tag im Stadion mit Jeanskutte und Fanschal Tränen über den verlorenen Klassenerhalt zu vergießen: Erlaubt ist, was virulent ist.

Kohäsion

„Kollektivbildung setzt zwar Absonderung voraus, sie wird aber durch die Mehrfach-Mitgliedschaft der Individuen wieder aufgehoben ... Daher können die Individuen durch ihre Mehrfach-Mitgliedschaften die Zentrifugalkraft der sich abgrenzenden Kollektive im Zaum halten.“ (Hansen 2000: 199f.)

Wünschenswerte Folge gesellschaftlicher Multikollektivität ist ihre kohäsive Wirkung. Während totalitäre Regimes Gewalt aufwenden müssen, um die Kollektivität des Einzelnen zu beschränken und so systemerhaltendes Gleichverhalten zu erzwingen, benötigen Gesellschaften, die durch Multikollektivität gekennzeichnet sind, diesen Kraftaufwand nicht. Obwohl jede menschliche Kollektivbildung immer mit einer exkludierenden Grenzziehung gegenüber der Außenwelt einhergeht, sorgt gerade die Mehrfachverortung der Individuen für eine stabilisierende Gegenkraft. Je größer die Anzahl der Kollektive, zu denen ein Gesellschaftsmitglied sich zugehörig fühlt, desto enger kann das daraus entstehende Netzwerk gedacht werden. Ein solch dicht gewebtes Netz aus interkollektiven Beziehungen erweist sich als resilient, da es keinerlei Sollbruchstellen besitzt. Multikollektivität kann daher als eine Grundlage für gesellschaftlichen Zusammenhalt betrachtet werden.

2. Ziel und Methodik: Entdeckung durch Vergleich und Abgrenzung

Ziel dieses Artikels ist es, die Bedeutung des Konzepts der Multikollektivität für die zeitgenössische Kulturwissenschaft vorzustellen.

Dabei soll das Konzept der Multikollektivität methodisch in einem ersten Schritt von alternativen Konzepten zur Beschreibung des Bezugs zwischen Individuum und sozialer Umwelt abgegrenzt werden, um seine Besonderheiten präziser herausarbeiten zu können. Als sinnvolle Kriterien für die Auswahl von passenden Alternativ-Konzepten erscheinen dabei eine ausreichende Bekanntheit der Ansätze sowie eine Verbindung aus offensichtlichen Unterschieden im Erklärungszugang bei gleichzeitigem Vorhandensein von Anknüpfungspunkten zum Konzept der Multikollektivität. Auf dieser Basis bieten sich vier verschiedene Ansätze zum Vergleich an:

- *Diversity* - als aktuelles Konzept der Organisationswissenschaften, das ebenfalls die Vielfalt der Individuen in den Vordergrund des Interesses rückt, hierbei jedoch eine andere Perspektive einnimmt
- *Third Space* - als bekanntes Konzept der Postcolonial Studies, das sich ebenfalls mit Kollektivdifferenzen auseinandersetzt, hinsichtlich ihrer Verarbeitung jedoch von anderen Dynamiken ausgeht
- *Mélange* - als Konzept mit Wurzeln in den Literaturwissenschaften sowie der Rechtsphilosophie, das ebenfalls Aussagen über die Beschaffenheit von Kulturen und deren Einfluss auf das Individuum trifft, hierbei aber einen undifferenzierteren Geltungsbereich zugrunde legt
- *Intersektionalität* - als aktuelles Konzept der feministischen Wissenschaften, das ebenfalls auf den Aspekt der Mehrfachzugehörigkeit von Individuen zu Gruppen verweist, den eigenen Anwendungsbereich jedoch stark einschränkt.

Auf Basis dieser konzeptuellen Schärfung durch einen Vergleich mit Ähnlichem/ Abweichendem soll in einem letzten Abschnitt das noch unausgeschöpfte Potenzial des Konzepts der Multikollektivität als Schlüsselbegriff für ein zeitgemäßes Verständnis von zentralen Konzepten wie Kultur, Identität, Interkulturalität und Gesellschaft angerissen werden.

3. Ergebnisse: Konzeptionelle Vorteile des Konzepts der Multikollektivität

Dem Vergleich des Konzepts der Multikollektivität mit den Alternativ-Konzepten Diversity, Third Space, Mélange und Intersektionalität wird im Folgenden jeweils eine kurze Beschreibung des Konzepts vorangestellt, bevor eine Bewertung hinsichtlich des jeweiligen Erklärungs- und Anwendungspotenzials vorgenommen wird.

Im Ergebnis wird gezeigt, dass die Idee der Multikollektivität sich sowohl hinsichtlich ihrer eingenommenen Perspektive, der Dynamik zur Beschreibung der Verarbeitung von Differenzen, ihres Geltungsbereichs sowie ihrer Anwendbarkeit den zum Vergleich herangezogenen Konzepten als überlegen erweist.

3.1. *Multikollektivität versus Diversity — Dialektik individueller und kollektiver Perspektive*

„[The] new model of managing diversity enables the organization to internalize the differences between their employees in order to learn and grow as a result of them.“ (de Anca/Vásquez 2007: 54f)

Seit den 1990er Jahren erfreut sich der Diversity-Ansatz als Trendkonzept des Human Resources Management wachsender Beliebtheit im Bereich der Unternehmensführung. Dabei unterliegt seine Grundidee einer problematischen Zweischneidigkeit: Es geht darum, die Vielfalt der Mitarbeiter einer Organisation wahrzunehmen und wertzuschätzen, um zum einen Diskriminierung zu verhindern, zum anderen wirtschaftliche Potenziale, die aus Vielfalt entstehen können (wie z.B. eine verbesserte Innovationskraft oder Kundenbindung zu bestimmten Zielgruppen), nutzbar zu machen (Thomas/Ely 2002). Diversity ist also gleichzeitig ethisch/rechtlich und ökonomisch motiviert, was eine umfassende sozialwissenschaftliche Konzeptualisierung bisher

verhindert haben mag, da ethisch argumentierende Begründungsansätze hier automatisch den Anschein eines verdeckten Effizienz kalküls erwecken.

Charakteristika

Zentrales Charakteristikum des Konzepts bildet die Wahrnehmung von Differenzen zwischen Organisationsmitgliedern aufgrund bestimmter Gruppenzugehörigkeiten. Hierbei wird typischerweise unterschieden nach Geschlecht, Alter, Ethnie, sexueller Orientierung oder Behinderung, wobei in den letzten Jahren eine Ausweitung der Diversitätsdimensionen zu beobachten ist. Im Gegensatz zu rein deskriptiven Konzepten enthält Diversity ein Erfolgsversprechen, d.h. Vielfalt innerhalb der Organisation wird nicht nur konstatiert und wahrgenommen, sondern auch als wünschenswert angesehen. Auffällig ist, dass sich Diversity Management im Anwendungsfall bisher vor allem auf die kollektive Seite von Vielfalt konzentriert, in dem in Unternehmen z.B. spezielle Förderprogramme für „Frauen“ oder „türkisch-stämmige Mitarbeiter“ entwickelt werden. Diversity steht damit, wahrscheinlich ohne dies zu beabsichtigen, der soziologischen Subkulturforschung nahe, die eine Organisation ebenfalls als Sammlung zahlreicher Untergruppen betrachtet.

Vergleich zur Multikollektivität

In der Beschränkung auf die kollektive Perspektive von Vielfalt liegt zugleich der zentrale Unterschied des Diversity-Konzepts im Vergleich zum Ansatz der Multikollektivität. So blendet Diversity Management bisher vollständig die vielfältigen, gleichzeitigen Zugehörigkeiten des Einzelnen zu zahlreichen Gruppen und deren Rückwirkungen auf das Individuum aus und verwickelt sich dadurch in konzeptionelle und praktische Widersprüche. So suggeriert ein typisches Diversity-Training wie „Durchsetzungskraft für Frauen“, dass Mitglieder der Gruppe der „Frauen“ nicht gleichzeitig Mitglied in der Gruppe der „Menschen mit ausgeprägter Durchsetzungsfähigkeit“ sein können. Die Förderung des „queer career path“ für homosexuelle Mitarbeiter legt nahe, dass es sich dabei automatisch um besondere Organisationsmitglieder handelt, die abgesehen davon, dass ihre sexuelle Orientierung nicht der Mehrheitsausrichtung entspricht, auch in ihren Arbeitsanforderungen von den anderen abweichen. Die Gefahr falscher Zuschreibungen aufgrund der Ausblendung individueller Mehrfachzugehörigkeit ist daher beim Diversity-Konzept als hoch einzustufen.

Hier präsentiert sich der Ansatz der Multikollektivität als vorausschauender: Durch den Verweis auf Gruppenunterschiede (plurale Perspektive) bei gleichzeitiger Thematisierung der Mehrfachzugehörigkeiten des Einzelnen (individuelle Perspektive) gelingt die Abbildung der Dialektik zwischen Individuum und Kollektiv weitaus präziser und vermeidet die Falle unzulässiger Stereotypenbildung. Zusammenfassend kann daher festgestellt werden, dass Diversity als Desiderat für Organisationen zwar dazu beiträgt, die notwendige Aufmerksamkeit für organisationale Vielfalt zu erhöhen, sich für eine Nutzung in den Kulturwissenschaften jedoch als unterkomplex erweist.

3.2. Multikollektivität versus Third Space — Virulenz statt Hybridität

„Das Treppenhaus als Schwellenraum zwischen den Identitätsbestimmungen wird zum Prozeß symbolischer Interaktion, zum Verbindungsgefüge, das den Unterschied zwischen Oben und Unten, Schwarz und Weiß konstituiert. Das Hin und Her des Treppenhauses, die Bewegung und der Übergang in der Zeit, die es gestattet,

verhindern, daß sich Identitäten an seinem oberen und unteren Ende zu ursprünglichen Polaritäten festsetzen. Dieser zwischenräumliche Übergang zwischen festen Identifikationen eröffnet die Möglichkeit einer kulturellen Hybridität, in der es einen Platz für Differenz ohne eine übernommene Hierarchie gibt.“ (Bhabha 2000: 5)

Der auf Homi K. Bhabha und die Postcolonial Studies zurückgehende Begriff des Third Space (deutsch: Dritter Raum) hat vor allem in den 1990er Jahren den Diskurs um interkulturelle Kommunikation u.a. in Deutschland maßgeblich beeinflusst. Zentraler Gedanke des Third Space ist die — teilweise utopisch gedachte — Möglichkeit einer temporären Entschärfung von kulturellen Zugehörigkeiten und damit verbundenen Machthierarchien an einem „dritten“ Ort, der sich außerhalb einer direkten Zuordnung zu einer der beiden Ausgangskulturen befinde. Obwohl ursprünglich mit eindeutig gesellschaftskritischer Schärfe konturiert, entwickelte sich der Dritte Raum damit zu einer romantischen Zielvorstellung interkultureller Kommunikation, bei der sich zwei aus unterschiedlichen (nationalen oder ethnischen) Kulturen stammende Parteien diskursiv begegnen und dabei kulturelle Grenzen überwinden.

Charakteristika

Zentrales Charakteristikum des Third Space ist die Idee der Hybridität. Dabei wird von eindeutig bestimmbar Ursprungskulturen („Polaritäten“) ausgegangen, deren Grenzziehungen unter bestimmten Umständen uneindeutig werden und verschwimmen. Entsprechende Situationen sind nach diesem Ansatz durch Flüchtigkeit und Instabilität gekennzeichnet, was ihre Besonderheit unterstreicht. Der Third Space wird auf diese Weise zu einem der Alltagserfahrung entrückten Ort, die Erfahrung der Uneindeutigkeit von Zugehörigkeiten wird als Außergewöhnliches dramatisiert.

Vergleich zur Multikollektivität

Das Konzept des Third Space widmet sich mit seinen Lösungsansätzen dem Problem der Verarbeitungsdynamik von Differenzen. Auf die Erfahrung, dass sich menschliche Zugehörigkeiten nicht immer als stabil erweisen und Interaktionen mit Anderen situativ mal mehr und mal weniger möglich erscheinen, reagiert der Third-Space-Ansatz mit der Vorstellung von ursprünglich eindeutigen Polaritäten, deren Anziehungskraft zeitweise hybrid außer Kraft gesetzt wird.

In der besonderen Heraushebung des Momentes der Hybridität liegt jedoch die Hauptproblematik dieses Konzepts. So impliziert die Vorstellung eines Third Space die eindeutige Zuordnung von Individuen zu einem Referenzkollektiv und etabliert die Verarbeitung von Differenzen im Kontakt mit Anderen als Ausnahmezustand.

Was sich für die Beschreibung der scharfen sozialen Gegensätze in postkolonialen Staaten ggf. noch als sinnvoll erwies, lässt sich auf moderne, plurale Gesellschaften kaum mehr anwenden, da es die Alltäglichkeit menschlicher Differenzverarbeitung und wechselnder Priorisierung von Gruppenzugehörigkeiten ausblendet. So kann beispielsweise schon ein normaler Fernsehabend mit Tagesschau, Talkshow und Länderspiel innerhalb weniger Stunden die abwechselnde emotionale Aktivierung vielfältiger Gruppenzugehörigkeiten hervorrufen — vom Kollektiv der Steuerzahler oder der progressiven Umweltschützer bis hin zum Kollektiv der Fußball-Hasser —, ohne dass dritte, vierte oder weitere Räume beschworen werden müssen.

Hier ermöglicht die Vorstellung von Multikollektivität mit ihrer Idee der Virulenz von Gruppenzugehörigkeiten Flexibilität bei der Beschreibung von Differenzerfahrungen, ohne auf Verschwommenheit oder Uneindeutigkeit zurückgreifen zu müssen. Die situationsabhängige Aktualisierung oder Nichtaktualisierung relevanter Zugehörigkeiten unterstreicht dabei den Umgang mit Differenzen als alltägliche menschliche Verarbeitungspraxis.

3.3. *Multikollektivität versus Mélange — Differenzierung von Kollektiv und Kultur*

„[...] what if these historical assumptions are false? What if there has been nothing but mélange all the way down? What if cultures have always been implicated with one another, through trade, war, curiosity, and other forms of inter-communal relation? What if the mingling of cultures is as immemorial as cultural roots themselves? What if purity and cultural homogeneity have always been myths?“ (Waldron 1996: 107)

Ebenfalls aus den 1990er Jahren stammt das Konzept der *Mélange* zur Beschreibung der Beschaffenheit von Kulturen. Jeremy Waldron, Rechtsphilosoph und bekannter Vertreter der *Mélange*-Idee, verweist dabei auf Texte des Schriftstellers Salman Rushdie, der seinerseits die Begriffe *Mélange* und *Mongrel Self* zur Illustration seiner Verarbeitung der unterschiedlichen Lebensumstände in verschiedenen Gesellschaften verwendet. Waldron wendet sich damit explizit gegen die Vorstellung einer Existenz kultureller Homogenität und beschreibt menschliche Kultur als *genuin plural*: „In any case, it should be clear that the key to the richness of Rushdie’s *mélange* is not necessarily original purity. The key is sheer plurality“ (Waldron 1996: 108).

Charakteristika

Zentraler Gedanke des *Mélange*-Ansatzes ist die direkte Verknüpfung einer als in sich *different* und *plural* gedachten Kultur mit einer ebenfalls von Pluralität gekennzeichneten Vorstellung des Individuums. Da sich jede Kultur aus der Mischung von Widersprüchlichem und Differentem entwickelt, muss auch das Innere jedes Menschen aus einer ebensolchen Mischung bestehen. Die Identität des Einzelnen wird so zum Abbild des äußeren Zustands: „The identity of most white Anglophone persons is to be regarded as no less of a *mélange* than that of anyone struggling to make a life in this cultural bazaar“ (Waldron 1996: 92).

In Bezug auf die äußere Welt des Einzelnen wird zwar eine Unterscheidung zwischen „*culture*“ (Kultur) und „*community*“ (Gemeinschaft) getroffen, es erfolgt jedoch keine Abgrenzung der kulturellen von der kollektiven Ebene.

Vergleich zur Multikollektivität

Obwohl die Idee der *Mélange* aufgrund ihrer Ablehnung kultureller „Reinheitsthesen“ und ihrer Pluralitätsbetonung eine starke Nähe zum Konzept der Multikollektivität besitzt, erscheint sie in dreierlei Hinsicht konzeptuell problematisch.

Zum einen muss die Verwendung von Begriffen wie „*Mélange*“ (Mischung) oder „*Mongrel*“ (Mischling) zumindest als unglücklich bewertet werden, da diese unmittelbar Vorstellungen des Mischens oder Vermischens von separaten Ingredienzien hervorrufen und damit den Gedanken eines ursprünglich Reinen nicht überwinden, sondern geradezu weiter fortschreiben. Zum zweiten bringt die Ineinssetzung von Kultur und Individuum ähnliche Probleme wie beim Diversity-Gedanken - nur mit umgedrehtem Vorzeichen.

Während die gruppenhomogenisierende Betrachtungsweise des Diversity-Ansatzes die radikale Individualität des Einzelnen direkt unterläuft, führt die Gleichsetzung äußerer und innerer Pluralität der Mélange über den Umweg der Beliebigkeit ebenso zu individueller Gleichmacherei. Drittens liefert die Erkenntnis umfassender Heterogenität als Charakteristikum von Kultur für sich allein noch keine befriedigenden Erklärungs- bzw. Lösungsansätze für das Phänomen sogenannter „interkultureller“ Konflikte. Die unbestreitbare Tatsache, dass wir alle Mischungen sind und dies schon immer waren, hilft bei der Bearbeitung von alltäglichen gesellschaftlichen Kämpfen z.B. zwischen finanzkräftigen Loftkäufern und alteingesessenen Linken oder islamischen Gemeinden und Moscheegegnern kaum weiter.

Hier bietet das Konzept der Multikollektivität durch seine gedankliche Trennung von kultureller und kollektiver Ebene die Möglichkeit, sogenannte „interkulturelle“ Konflikte aus Mechanismen menschlicher Kollektivität / Zugehörigkeit zu erklären, ohne kulturelle Homogenität voraussetzen, bzw. ohne überhaupt Aussagen zur jeweiligen kulturellen Beschaffenheit treffen zu müssen. Darüber hinaus erlaubt der Ansatz die Entwicklung von erfolgsversprechenden Lösungsansätzen durch Interventionen auf der Ebene der Zugehörigkeiten (siehe 4.4).

3.4. *Multikollektivität versus Intersektionalität — Vorteile ideologischer Freiheit*

„Nehmen wir als Beispiel eine Straßenkreuzung, an der der Verkehr aus allen vier Richtungen kommt. Wie dieser Verkehr kann auch Diskriminierung in mehreren Richtungen verlaufen. Wenn es an einer Kreuzung zu einem Unfall kommt, kann dieser von Verkehr aus jeder Richtung verursacht worden sein - manchmal gar von Verkehr aus allen Richtungen gleichzeitig. Ähnliches gilt für eine Schwarze Frau, die an einer „Kreuzung“ verletzt wird; die Ursache könnte sowohl sexistische als auch rassistische Diskriminierung sein.“ (Crenshaw 2010:38)

Ende der 1980er sprach die Juristin Kimberlé Crenshaw das erste Mal von Intersectionality und etablierte damit einen Begriff, der sich im Bereich der feministischen Theorie und der Gender Studies im Folgenden als diskursprägend erweisen sollte. Im Rahmen der Betrachtung von Diskriminierungsmechanismen, denen Frauen ausgesetzt sein können, beschreibt das Konzept der Intersektionalität die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Gruppenzugehörigkeiten des weiblichen Individuums, die zu einer Konstellation der Mehrfachdiskriminierung führen können. Im Vordergrund der Debatte steht hierbei vor allem die Sensibilisierung für eine mögliche Potenzierung von Ungerechtigkeit, die nicht alle Frauen gleichermaßen betrifft. So kann z.B. die Last der Diskriminierung für eine schwarze Frau aus niedriger sozialer Schicht härter ausfallen als für eine weiße Akademikerin.

Charakteristika

Der Intersektionalität zugrundeliegende Gedanke der Mehrfachzugehörigkeit zu bestimmten sozialen Gruppen steht in deutlicher Nähe zur Grundidee der Multikollektivität. Besonders charakteristisch erscheint bei dem feministisch/ gesellschaftskritisch konturierten Konzept der Intersektionalität jedoch die ursprüngliche Betonung der Bereiche Ethnie, soziale Schicht und Geschlecht („raceclassgender“) als primäre kollektive Bezugskategorien. Versuche, diese Ursprungskategorien um weitere Dimensionen zu ergänzen, führten in der Vergangenheit zu heftigen ideologischen Debatten: So wurden erweiterte Listen mit Differenzkriterien teilweise als gefährlich

eingestuft und deren normative Einschränkung gefordert, um eine Relativierung diskriminierungswirksamer Kategorien und damit eine Verwässerung von Herrschaftskritik zu vermeiden (Binder/Hess 2011: 37).

Vergleich zur Multikollektivität

Es wird deutlich, dass der Ansatz der Intersektionalität trotz großer konzeptioneller Nähe zur Multikollektivität aufgrund seiner Herkunft aus dem Feminismus und den damit verbundenen gesellschaftskritischen Zielen eine geringere Reichweite besitzt. So engt eine Hierarchisierung, bzw. normativer Einschränkung möglicher Kollektivzugehörigkeiten die Anwendbarkeit des Konzepts massiv ein.

Hier kann der „disziplinlose“ Ansatz der Multikollektivität freier agieren. Aufgrund seines Postulats grundsätzlicher Additivität von Kollektiven durch das Individuum und der Vermeidung einer dem Konzept eingeschriebenen Werte- oder Machtperspektive besitzt Multikollektivität eine große Offenheit für unterschiedliche Anwendungsbereiche. Dabei erscheint eine Ergänzung um Werte- und Machtperspektiven je nach Untersuchungszusammenhang zusätzlich möglich und sinnvoll.

4. Schlussfolgerungen: Multikollektivität als Schlüsselbegriff der modernen Kulturwissenschaften

Nachdem die Besonderheiten von Multikollektivität im Vergleich zu bereits bekannten Ansätzen genauer herausgearbeitet wurden, soll im Folgenden das Potenzial des Konzepts zur Bearbeitung zentraler Themenfelder der modernen Kulturwissenschaften freigelegt werden. Es wird gezeigt, dass Multikollektivität als Schlüsselbegriff neue Antworten auf Fragen nach dem Verständnis von Kultur, Identität, Interkulturalität und Gesellschaft bereit hält.

4.1. Multikollektivität und Kultur — Relativierung überholter Bezugskategorien

Das Konzept der Multikollektivität sorgt für eine nachhaltige Relativierung der Bezugskategorien Land/Ethnie.

Wie eingangs gezeigt, beherrscht die traditionelle Annahme, dass jeder von uns primär einer Kultur, üblicherweise einem Land oder einer Ethnie, zuzurechnen sei (Primärkollektivität) und dass unter den Mitgliedern einer Kultur eine gewisse Ähnlichkeit herrsche (Merkmalskongruenz) immer noch unser alltägliches Denken und Handeln in Bezug auf Kultur (Rathje 2009: 93). In der Folge führte dies zur — in der Vergangenheit bereits ausführlich beschriebenen und kritisierten — Essentialisierung von Kultur. Der Einzelne wird auf bestimmte, einer Gruppe unterstellten kulturellen Merkmale aufgrund seiner Mitgliedschaft festgeschrieben: Chinesen sind fleissig, Han ist Chinese, also ist Han fleissig. Bayern sind gemütvoll, Pia ist bayerisch, warum ist sie immer so kühl?

Aufgrund ihres geradezu absurden Mangels an Realitätsbezug ist die Vorstellung von kulturellem Essentialismus in hochmodernen Gesellschaften einerseits kaum abbildbar, andererseits hält sie sich vermutlich gerade aufgrund ihrer Einfachheit hartnäckig und

führt zu bekannten gesellschaftlichen Konfliktsymptomen wie z.B. Stigmatisierung, Diskriminierung.

Hier besitzt das Konzept der Multikollektivität weitaus höheres Potenzial zur Beschreibung gesellschaftlicher Realität, indem es die traditionell primäre Bezugskategorie Land/Ethnie nachhaltig relativiert und als eine mal mehr, mal weniger virulente Gruppenzugehörigkeit unter vielen begreift. Nimmt man Multikollektivität als Diagnose des menschlichen Zustands wirklich ernst, kann man nicht mehr auf nationale oder auch religiöse Zugehörigkeiten als Hauptkriterien zurückgreifen, ohne sich heillos in Widersprüche zu verwickeln.

Damit zwingt das Konzept auf individueller Ebene zu Differenzierung und „dichter Zuschreibung“ (Hansen 2009a: 75). Auf kollektiver Ebene wäre eine wünschenswerte Folge die Entschärfung von Diskussionen um kulturelle Ursachen von Konflikten, da die Zuspitzung auf Mega-Referenzgruppen wie „die Muslime“ oder „die Amerikaner“ als Träger kultureller Einheitlichkeit notwendigerweise entfallen müsste. Stattdessen würde der Blick frei auf die allen kollektiven Konflikten eingeschriebenen Dynamiken von Gruppenrivalität und Machtungleichheiten, die mit Kultur üblicherweise nichts, aber auch gar nichts zu tun haben.

4.2. Multikollektivität und Identität — Alternative zu Essentialismus und Auflösung

Multikollektivität bietet eine schlüssige Antwort auf die Problematiken hochmoderner Identitätstheorien.

Mit seinen Aussagen zur Beschaffenheit menschlicher Gruppenzugehörigkeiten und damit verbundenen Identifikationsdynamiken berührt das Konzept der Multikollektivität in hohem Maße Fragen, die sich mit dem Verständnis individueller Identität auseinandersetzen.

Betrachtet man die historische Entwicklung menschlicher Identitätsvorstellungen, so lässt sich mit Reckwitz feststellen, dass im Gegensatz zu früheren Zeiten in hochmodernen Gesellschaften vor allem individuelles und kollektives Selbstverstehen als Voraussetzung für sinnvolle Lebensführung, bzw. ein gelingendes Leben angesehen wird (Reckwitz 2001: 29). Daraus ergeben sich für die individuelle Identitätskonstruktion zwei paradoxe Herausforderungen.

- „Dramatisierung der Stabilität von Differenzen“ (Reckwitz 2001: 34)

Wenn der Einzelne sich vor allem über Unterschiede zu anderen selbst versteht, müssen diese Unterschiede eine gewisse Stabilität besitzen, da sie sonst nicht als Identitätsbasis taugen. Kulturelle Essentialisierung entspringt vor dem Hintergrund der eigenen Identitätskonstruktion daher auch unserem Bedürfnis nach Selbstvergewisserung durch Abgrenzung.

- „Dramatisierung permanenter Veränderbarkeit von Identitäten“ (Reckwitz 2001: 34)

Wenn Konstruktion und Weiterentwicklung der eigenen Identität zur individuellen, kreativen Aufgabe wird, geraten Individuen unter den Druck permanenter Selbstveränderung. Die Auflösung einer stabilen Identitätsvorstellung stellt jedoch gleichzeitig eine Überforderung des Einzelnen da und scheint „den Boden der Alltagspraxis zu verlassen“ (Reckwitz 2001: 35).

Reckwitz fordert daher nachvollziehbar, dass neue Ansätze zur Analyse menschlicher Identität, „die [...] kollektive Kontinuität der Bedeutungshorizonte sozialer Praktiken wie auch deren [...] ständige Neukonstruktion“ berücksichtigen müssten (Reckwitz 2001:35).

Das Konzept der Multikollektivität kann hier aufgrund seiner Vereinigung von kollektiver und individueller Perspektive einen passfähigen konzeptionellen Rahmen bieten. So ermöglicht es zum einen, kollektive Identitäten hinsichtlich ihrer kulturellen Gewohnheitsrepertoires zu beschreiben und damit die Forderung nach Kontinuität zu erfüllen, und gleichzeitig jedoch deren essentielle Übertragung auf das Individuum aufgrund von radikaler Mehrfachzugehörigkeit auszuschließen. Zum anderen bietet das Charakteristikum der Virulenz einen dynamischen Ansatz zur menschlichen Verarbeitung differenter Zugehörigkeiten, ohne einen permanenten Identitätswandel zu fordern. Die offensichtliche Flexibilität des Individuums bei der Navigation durch seine vielfältigen Mitgliedschaften wird dabei durch wechselnde Aktivierung von Zugehörigkeiten erklärt und kommt somit ohne die Vorstellung einer chamäleonhaften oder hybriden Totalverwandlung des Einzelnen aus.

4.3. Multikollektivität und Interkulturalität — Redefinition einer interkollektiven Konstruktion

Im Licht von Multikollektivität erscheint das Phänomen Interkulturalität als interkollektive Konstruktion.

Unsere seit den 1990er Jahren vorherrschende Vorstellung von Interkulturalität lässt sich mit dem Stichwort Kollisionsparadigma beschreiben (Rathje 2010: 102). Ausgehend von der Idee abgrenzbarer Primärkulturen (z.B. die Deutschen, die Türken) wurde das Zusammentreffen von Vertretern dieser menschlichen Großgruppen als Aufeinanderprallen von zwei Welten gedeutet. Als zentrale Herausforderungen dieses Vorgangs wurde typischerweise von Unwissen auf beiden Seiten, Bedrohungsgefühlen und vorprogrammiertem Dissens ausgegangen (Rathje 2010: 102f).

Die Idee von Interkulturalität als objektivierbarem und permanentem Ausnahmezustand bescherte uns in der Folge das Betätigungsfeld der sogenannten interkulturellen Trainings, die bemüht waren, ihre Teilnehmer auf den Schock der Kollision vorzubereiten, indem sie vor allem kulturelle Unterschiede zwischen Ländern beschrieben und erklärten. Während gegen eine Portion Landeskunde im Sinne der eigenen Weiterbildung an sich nichts einzuwenden ist, führt in der Folge jedoch gerade die rein kulturelle Erklärung individuellen Verhaltens, wie sie in interkulturellen Trainings oft praktiziert wird, eher zu einer Intensivierung von Stereotypen sowie zur gedanklichen Zementierung von Grenzen zwischen den betrachteten Kollektiven. Die Betonung des Kollisionscharakters menschlicher Interaktion aufgrund essentialisierter Unterschiede heizt zusätzlich die Bedrohungsszenarien der Kulturkämpfer weiter an und verhindert das Entstehen von Normalität im Zusammenleben und -arbeiten (Rathje 2010: 103f).

Auch an dieser Stelle erweist sich das Konzept der Multikollektivität als äußerst fruchtbar, um tradierte Vorstellungen zu dekonstruieren und neue Antworten im Bereich der Trainings- und Weiterbildungsforschung zu liefern.

So lässt die Diagnose radikaler Mehrfachzugehörigkeit des Individuums die interkulturelle Vorstellung des Aufeinandertreffens von zwei Welten grundsätzlich nicht

mehr zu. Immer, wenn Individuen miteinander interagieren, sind demnach unzählige Welten beteiligt und nie nur zwei. Interkulturalität als spezieller Sonder-Zustand kann vor diesem Hintergrund nicht mehr objektiviert werden, sondern muss als Konstruktion der Beteiligten definiert werden. Da Individuen in der alltäglichen Praxis jedoch offensichtlich zwischen „normalen“ und „interkulturellen“ Situationen Unterscheidungen treffen, die den Beteiligten plausibel erscheinen, stellt sich die Frage nach dem Unterscheidungskriterium. Mit Hilfe der Vorstellung von Multikollektivität lässt sich hier die Hypothese aufstellen, dass Interkulturalität genau dann von den Kommunikationspartnern konstruiert wird, wenn die Beteiligten in der gegebenen Situation keine gemeinsame Kollektivzugehörigkeit aktivieren, bzw. das Fehlen gemeinsamer Kollektivzugehörigkeiten als virulent erleben (Missing-Link-Paradigma, Rathje 2010: 108). Die Diagnose sogenannter Interkulturalität wäre demnach ursächlich auf das Erleben von Interkollektivität zurückzuführen.

Diese Erkenntnis zieht weitreichende Folgen für die Förderung von Kompetenzen auf diesem Gebiet nach sich: Während früher aufgrund des Kollisions-Paradigmas vor allem essentialisiertes kulturelles Wissen verbreitet und die Verarbeitung von Kulturschock-Szenarien geübt wurde, muss nun der Umgang mit Kollektivdynamiken und die bewusste Gestaltung und Addition neuer Kollektive im Vordergrund der Vermittlung stehen. Ziel ist dabei die Umdeutung von als „interkulturell“ aufgeladenen Situationen, indem gemeinsame Zugehörigkeiten gesucht werden und über individuelles Vertrautmachen und Produktion gemeinsamer Verhaltensrepertoires Inklusionsmechanismen zwischen den Beteiligten angeregt werden. Statt „interkultureller“ Kompetenz, die jedes Individuum — seiner Multikollektivität geschuldet — aufgrund der alltäglichen Verarbeitung kultureller Differenzen ohnehin besitzt, muss somit in Zukunft vor allem die Vermittlung „interkollektiver“ Kompetenz im Vordergrund stehen.

4.4. Multikollektivität und Gesellschaft — Desiderat zur Erhöhung gesellschaftlicher Kohäsion

Multikollektivität erweist sich als wertneutrales Desiderat, das stabilisierend wirken kann, ohne vorschreibend zu sein.

Die politische Debatte um den Umgang mit unterschiedlichen Gruppenzugehörigkeiten innerhalb einer Gesellschaft, die in der Vergangenheit vor allem durch die Themen Migration und Integration angeheizt wurde, wurde bisher von zwei Desideraten geprägt:

Der Ansatz der sogenannten „Leitkultur“ setzt auf Dominanz einer als einheitlich gedachten „Originalkultur“ der „Mehrheit“ der Bürger und Bürgerinnen eines Landes und fordert gleichzeitig die kulturelle Anpassung der später hinzugekommenen „Minderheit“. Der Ansatz der Multikulturalität setzt demgegenüber auf ein gesellschaftliches Nebeneinander von ebenfalls als einheitlich gedachten, separaten kulturellen Gruppen.

Obwohl von unterschiedlichen politischen Lagern vertreten, sitzen beide Ansätze den Irrtümern des traditionellen Kulturbegriffs auf. Gemeinsam ist ihnen, dass sie eine eindeutige Gruppenzugehörigkeit des Einzelnen zu einem Primärkollektiv sowie eine Übereinstimmung der kollektiven Gewohnheiten mit dem jeweiligen Individuum voraussetzen. Beides bedeutet letztlich einen unzulässigen und unwirksamen Eingriff in die Autonomie individueller Lebensführung: Leitkultur-Vertreter verlangen, dass der

Einzelne so zu sein hat wie die Mehrheit, Multikulturalisten fordern, dass der Einzelne so sein darf und auch zu sein hat wie seine angestammte Herkunftsgruppe.

In der Folge kommt es bei beiden Ansätzen zu den bekannten Mechanismen der Stigmatisierung und Diskriminierung, Fremdheitsgefühle und Rivalität zwischen Kollektiven werden potenziert.

Auch an dieser Stelle erweist sich das Konzept der Multikollektivität als hilfreich, da es über die reine Diagnose sozialer und individueller Zustände hinaus auch als gesellschaftliches Desiderat dienen kann (Rathje 2009: 102f). Zielvorstellung und Forderung des multikollektiven Ansatzes wäre im Gegensatz zu den Ideen der Leitkultur und des Multikulturalismus die Erhöhung der Anzahl individueller Kollektivzugehörigkeiten der Mitglieder einer Gesellschaft. Gesellschaftliche Angebote, die dem Einzelnen Teilhabe an unterschiedlichen Kollektiven ermöglichen, müssten radikal ausgeweitet werden, soziale Mechanismen, die die Anzahl der Kollektivzugehörigkeiten des Einzelnen einschränken, konsequent bekämpft werden. Ein solcher Ansatz wäre im Gegensatz zu den bekannten Ansätzen getragen von Prinzipien der Wertfreiheit und individueller Autonomie: Die Gesellschaft sorgt für die Ausweitung von Angeboten zur Teilhabe und für die Erleichterung der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Kollektiven, das Individuum entscheidet jedoch selbst, welche Angebote es wahr nimmt.

In der Folge käme es zwangsläufig zu einer Steigerung der gesellschaftlichen Kohäsion durch die Ausweitung der Mehrfachverortungen der Individuen und ihre multiplizierte Teilhabe in unterschiedlichsten gesellschaftlichen Kollektiven, ohne irgendeine Art kultureller Einheitlichkeit propagieren zu müssen.

5. Ausblick

Die Ausführungen haben gezeigt, dass Multikollektivität als scheinbar einfaches kulturwissenschaftliches Konzept das Potenzial zum Allround-Talent besitzt:

- Multikollektivität vereinigt mit den Aspekten der Mehrfachzugehörigkeit, der Virulenz und der Kohäsion zahlreiche kulturwissenschaftliche Perspektiven, die in ihrer Verbindung geeignet sind, die Dialektik von Individuum und Kollektiv in zeitgemäßer Form abzubilden.
- Multikollektivität erweist sich gegenüber anderen kulturwissenschaftlichen Konzepten hinsichtlich ihrer Perspektivenvielfalt, ihres Erklärungspotenzials, ihres Geltungsbereichs und ihres Anwendungsspektrums als überlegen.
- Multikollektivität bietet konkrete Antworten auf aktuelle kulturwissenschaftliche Fragestellungen hinsichtlich des Verständnisses von Kultur, Identität, Interkulturalität und gesellschaftlicher Kohäsion.

Das enorme Potenzial möglicher Forschungs- und Anwendungsideen zur Multikollektivität liegt wie ein unbeackertes Feld vor uns. Wir müssen nur noch anfangen.

6. Literatur

Bhabha, Homi. K.: Die Verortung der Kultur. Tübingen 2000

Binder, Beate / Hess, Sabine: Intersektionalität aus der Perspektive der Europäischen Ethnologie. In: Hess, Sabine et al: Intersektionalität Revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld 2011 (15-52)

Cooley, Charles H.: Human Nature and the Social Order. New York 1902

Crenshaw, Kimberlé: Die Intersektion von „Rasse“ und Geschlecht demarginalisieren: Eine Schwarze feministische Kritik am Antidiskriminierungsrecht, der feministischen Theorie und der antirassistischen Politik. In: Lutz, Helma et al (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts. Wiesbaden 2010 (33-54)

de Anca, Celia / Vásquez, Antonio: Managing Diversity in the Global Organization. Creating New Business Values. New York 2007

Goodenough, Ward H.: Culture, Language and Society. Menlo Park 1981

Hansen, Klaus P.: Kultur und Kulturwissenschaft. Tübingen 2000 (2. Auflage)

Hansen, Klaus P.: Kultur, Kollektiv, Nation. Passau 2009a

Hansen, Klaus P.: Die Problematik des Pauschalurteils. In: Interculture Journal 8 (10), 2009b (5-17)

Hansen, Klaus P.: Kultur und Kulturwissenschaft. Tübingen: 2011 (4. Auflage)

James, William: Principles of Psychology. New York 1890

Newcomb, Theodore M.: Sozialpsychologie. Meisenheim 1959

Rathje, Stefanie: The Cohesion Approach of Culture and its Implications for the Training of Intercultural Competence. In: Journal Advances in Higher Education 3 (1), 2010 (95-114)

Rathje, Stefanie: Der Kulturbegriff. Ein anwendungsorientierter Vorschlag zur Generalüberholung. In: Moosmüller, Alois (Hg.): Konzepte kultureller Differenz. Münchener Beiträge zur interkulturellen Kommunikation. München 2009 (83-106)

Rathje, Stefanie: Interkulturelle Kompetenz. Zustand und Zukunft eines umstrittenen Konzepts. In: ZIF 11 (3), 2006

Reckwitz, Andreas: Der Identitätsdiskurs. Zum Bedeutungswandel einer sozialwissenschaftlichen Semantik. In: Rammert, Werner (Hg.): Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen. Ethnologische, soziologische und historische Studien. Leipzig 2001 (21-38)

Ritsert, Jürgen: Gesellschaft. Ein unergründlicher Grundbegriff der Soziologie. Frankfurt 2000

Sherif, Muzafer: *An Outline of Social Psychology*. New York 1948

Thomas, David A. / Ely, Robin J.: Making differences matter: A new paradigm for managing diversity. In: *Harvard Business Review on Managing Diversity* 2002 (33–66)

Tylor, Edward B.: *Primitive Culture. Researches into the Development of Mythology, Philosophy, Religion, Language, Art and Custom*. London 1871

Waldron, Jeremy: Multiculturalism and *mélange*. In: Fullinwider, Robert K.: *Public Education in a Multicultural Society*. Cambridge 1996 (90-118)